

Offener Schreibbrief von Philip Sauerampfer's Better, John Stramper.

Copyrighted 1906 by H. H. COLLMAN. New York, den 14. Dec. '98.



Mr. Editor! Gestern bin ich nach New York and in die Civilisation zurückgekommen and ich bin froh, daß ich net mehr mit die Dägos herum trüble muß. Monnie hen ich net viel home gebracht; es hat dichst gelangt, böt ich hen e gut Die von dem Dntel sei alte Schloff löse-

Well ich bin denn auch los an e Kleidermacher and bin an e Kleidermacher gekommen, wo se e großes Schein Misfit Parlors vor hatte and se hen will seine Subst in ihr Shop-Window gehet. Wo ich mir noch die Subst antude thu, kommt der Proprietor heraus and sagt: Vieder Freund, thu se nur hereincome, ich seh schon was se brauche and wenn se in mei Schlober e seine Subst net vor die Häst friege thu, was se in annere Schlobers besaße misse, so thu ich en ihne umsonst geve. Wo er e Subst vor mich auspude thu, simartt er: Se misse misse, daß se in meine Schlober sei kommen Schopgabs friege thu, böt onke sein zu Orde gemachte Riöhs, wo die Aufschlürmer net fitt thäte; ich hen ebaut e Dofend Tailors, wo nix thu als Misfit für Riösklümmer mache, wo mer denn zum balbe Preis hier im Schlober verkaufe thu. Feinellie hat er e Riöhs and West ausgedieft and sagt: Dieser Riöhs and West ware von dem Alderman von unfer District geordert. Er wollt e seine Subst hauewe, bihörs er sollt an Feinling e Spielisch mache im Form Löb gegen die Verschwenkung im Cattie Government. Böt an demselbe Morgen hen se en wegen Viduels arrested and denn nach Sing Sing gehandt and weil er da sei Riöhs für seine schwarze Subst hauewe, so hen ich en behalte misse. Drißsch-nülle hat er \$45 Dollars gelocht; ich thu en ihne vor \$15 geve. Well ich hen en angetreid and er that auch gut fittte, so hen ich en \$10 geoffert, and er äußerte: Se sollen en hauewe, kann ich \$30.00 dran lufse, so kann ich auch \$35.00 lufse and ich gleich en net mehr in mei Schlober zu sehe, betohs ich fühl horrie für den Alderman and der Subst thu mich immer an en einende. Denn hat er e Pähr PANTS ausgepiedt and wo er die uff den Kaunter legt, thu er heide and sagt: A! Almal wenn ich die PANTS sehe, thu es mir e Schlich dorchs Herz geve. Diese PANTS ware für e junge Mann, wo be-rathe wollt and er hatte die Riöhs ausgepiedt, weil se zu die Komplexschön von sei Breid mättche that. Böt am Morning, wo die Wedding feie sollt, hatte die Breid ihre Komplexschön gefschändt. Well der junge Mann ist West geange and fei Mensch hat nix mehr von em gehört, die Breid is an geordnete Herze gefschortbe and die PANTS seien an meine Hand hänge geblibe. Se sollte \$12 löschte, böt se könne se vor \$6.00 hauewe. So äußere ich, \$4.00 seien auch enoff, denn zu meinem Göl ihre Komplexschön thäte se auch net mättche. A! reibt, äußert er, ich will se ihne davore lasse, denn es thu mich allemal heide mache. Wenn ich die PANTS sehe and an die arme Breid denken thu. Denn hat er mir noch e schwarze Overcoat, wo unner Pröbren \$40.00 merkt sein sollte für \$10 verkauft and ich bin mit meine Parqains Home.

Wo ich Some geve thu, hat 's zu schneie gefschortbe and mei Overcoat ist weit georde. So thu ich in der Kälte an den Rändsch hänge and nach e Schluß war er trocke, böt er hat auch fei Komplexschön gefschändt, denn inkehnd schwarz war er ganz grien georde. Well, ich hen gedent, ich sollt verplage and thu mei Overcoat nehme and bin wieder zu die Misfit Parlors, wo ich dem Proprietor e Vieh von mei Meind gevege hauewe. Well, sagt er, lasse se mal den Overcoat sehe, was is denn der Mäiter mit em? Denn sagt er: Es is nur gut, daß se ri-

tour gekomme sei, ich hen e Misfit gemacht and ihne eine von unfer feie Chamaleon Overcoats gevege, wo ich nach das Wetter ihre Riöhs schönge thu. Die löschte \$50.00 mehr wie die kommon Overcoats, böt hen ich e feie warme Ufster, wo se für \$15.00 hauewe könne. Er thut net so fein lude, wie einer von die feie Misfits, böt is warm and thut e Reifeim lasse. Well, was sollt ich mache, ich hen den alle Ufster genomme and bin home, bihörs en Overcoat muß ich hauewe and der Chamaleon-Koat war ret fitt, um zu e Dogseih mit em zu geve. Böt ich hen mei Meind uffgemacht, daß nete Mal tei Misfits mehr zu lause and wenn se for den Pröbren von die Zubereitete Schütts gemacht sind.

Wo ich dem Dntel von mei Parqains erzählt hab, thut er lache and sagt: Well, John, des is noch net so schlimm, als was mir last Month gehöppend is. Du weisst, ich thu net viel um Riöhs geve and den alte Koat, wo ich immer traue thu, hen ich schon sieben Jahr and ich dent, ich thu en noch siebe traue, denn for mich is en lange tu enoff and ich bin so jubhd zu em, daß ich in en annern Koat net temfortäbel fühle thu. Well, mei A! and die Jennie hen mich egal wege gebotherd, ich sollt mir e neie Koat maade lasse, se mühte ich schäme, wenn se mit mir ausgehe thäte, böt ich hen reifshhd es zu thu and gesagt: Ihr Weiber thu schon mehr Monnie for Riöhs juhe wie e Felloh schände kann, wenn ich denselben Weg scharte wollt, denn können wir hühn unfer Schopp löse. Wo se gefese hauewe, daß ich net wollt, hen se gedent, sie wolte smart sei and thu zum Tählor am Korner, wo e guter Freund zu mir is and mei Meschur hat, geve and sage, er sollt mir e feie Koat für \$40 maade and wenn ich sei Schopp passe thät, sollt er mich rufe and mir sage, es wär e Misfit and er wollt en aen los sein and ich könnt en for \$10.00 hauewe. Die Jennie sagt dem Tählor, wenn der Vater e Barqin schreite kann, thut er en nehme and hier bezahle wir ihne gleich \$30 druff. Well der Geora lacht and sagt: A! reibt, wir wolle den A! schon blaue Dunsdt vormaade, and wo ich nach e paar Tag fei Schlober posse thu, hollert er: Stramper, drei doch mal den Koat an, ich glauwe der thu Dir fitt. Well er that fittte wie das Väper an der Wand and er sagt, es wär e Misfit and ich könnt en for \$10.00 hauewe. Well, hen ich ge-dent, des is e Barqin schub and sag, a! reibt, geb ihn die \$10.00 and ziehn en gleich an. Ich bin denn zum Meil, um ein zu trinle and der Meil sagt: Stramper, wo haste den feie Koat her? Well, saq ich, es war e Misfit, der Geora hat en mir für \$10.00 verkauft. Ich ziehn den Koat aus, das er e sehe kann, er treid en an and er thut ihn auch fein fittte. So sagt er: Das is e Barqin, schuhr enoff, ich thät Dir gleich \$15.00 dafür wieder geve. So äußere ich: Well, Meil, \$5.00 kann man net immer so leicht maade, ich hen doch net die \$15.00 for den Koat and du kantscht en für \$15.00 hauewe. Der Meil giebt mir die \$15.00 and nimmt den Koat, ich ziehn mei alte Koat wieder an and wo ich home komm, erzähl ich die Weisheit, wie ich die \$5.00 gemacht hätt. Well, mei A! is ahmofst gefschändt and die Jennie hat e Gesicht gemacht wie en Aff. Böt ich war \$25.00 auf of Rodet bei die fuhlich Trids von die Weiber. So schlimm is es bei Dir mit dei Barqins noch net georde.

John Stramper. A! reibt. Eine Weihnachtsgeschichte von Gosiwina von Berleypsh.

Ein alter Park mit herrlichen Bäumen, nahe bei der Stadt, doch so still seitab, als läge er stundenweit von ihr entfernt. Born gegen die Straße zu sieht das Schloßchen, blagelb getüncht, ziemlich vernachlässigt. Die hohen grünen Jalousien sind das ganze Jahr geschlossen, denn der Besitzer, ein reicher Junggeselle, der das "Ding", wie es da ist, geerd hat, lebt vorläufig noch auf Reifen. Da kam vor nicht ganz Jahresfrist ein Brief von ihm aus Paris, mit dem Befehl, daß der große Pavillon rückwärts im Parke instand zu setzen sei für einen Künstler, einen Bildhauer, der auf unbestimmte Zeit seine Werkstätte dort aufschlagen werde. Als in den alten Gärten und Silberpoppeln die Stare jubelten und Weichen auf den stillen Gränden blühten, traf der Angekündigte ein. Man hatte sich etwas anderes unter diesem Künstler vorgestellt! Ein junger, nicht eben elegant aussehender Mann mit einer vollgepufften Reise-tasche in der linken Hand, zur Rechten ein blutjunges Weibchen, großhäufig, blaß vom rauhen Märzwind, der sie in ihrem blassen Näschen wohl empfindlich angeblasen. Der Hauswart geleitete die beiden, nicht allzu respektvoll, nach dem Sommerhaufe. Welch eine Herrlichkeit von Bäumen! Welch eine Stimmung! Die Weiden sahen einander mit glänzenden Augen an. Er lachte still und drückte ihr die Hand, an der er sie wie ein Mädchen führte. Ein Säulenportikus empfing sie; verwitterte breite Stufen führten hinan, zwischen denen Gräblichden sprohnen. Dann hohe Hügelbüren; dahinter ein luftiger, leerer Escal.

So, da war man also und wollte nun bis auf weiteres hier haufen. Er legte den prall gefüllten Reisefack ein-

weilen nieder, während der Diener die hohen Fenster öffnete, die Holzladen aufstieß. Ueberall schaute die herrliche Natur herin, Ruhe, göttliche Stille. Etwas wie ein Erinnerungsbild von längst verflungenen sentimentalen Freuden träumte hier. Aber nirgends in dem weiten Raume war ein Möbel, ein Stuhl, auf dem die junge Frau sich hätte niederlassen können. Und sie war müde von der Reise, — sechsunddreißig Stunden Schnellzug von Paris hierher!

„Komme“, sagte er, kurz entschlossen die Reisetasche an die Wand schie-bend, „setz dich darauf, bis wir hier unterhandelt haben.“ Wo war das nächste Gasthaus, wo ein Ofen, ja vor allem ein Ofen zu bekommen, obgleich es dem Frühjahre entgegenging, — dann Bett, Stühle, Tisch. Es sollte ja doch ein kleiner fliegender Hausstand gegründet werden. Hier? Ja hier — natürlich, Werkstätte und Wohnung. Das Frauchen versetzte stumm, mit rothendem Blut das Gespräch, von dem sie kaum ein Wort verstand. Er hatte ihr versprochen, sie nicht allein zu lassen in einer Miethswohnung, während er den ganzen Tag hier arbeitete. Der Hauswart betrich die beiden mit den Blicken eines gemähten Pfund-ners. Eine feine Gesellschaft schickte sein Herr da herein! Nun, ihn ging sie nichts weiter an. Ein Gasthaus, ja das war in der Nähe, wenn man da hinten im Parke durch ein Pförtchen hinausging, gleich links; allerdings ein mideres, für gewöhnlichere Leute. „Zum blauen Husaren“ hieß es. Das werden wir gleich einmal auf-suchen. Das andere findet sich. Komme, Schah!

Er sprach deutsch mit der kleinen französischen Frau, damit sie seine Muttersprache lerne. Sie verstand noch sehr wenig davon, aber sie lächelte mit ihren großen braunen Augen immer so zu ihm auf, als wüßte sie dem Sinne nach alles vollkommen, was und wie er es meinte. Die Schlüssel wurden übergeben, zwei Riesenschlüssel; der eine für den Pavillon, der zweite für das borbere Portal und noch einer, ein kleiner, für das bewachte Hinterpförtchen. Damit war die Besitznahme geschehen und volle Freizügigkeit gesichert. Seitdem hausten sie vergnügt, in idealer Freiheit, den Frühling, Sommer und beginnenden Winter hier. Emil war eines größeren Auftrages wegen hergekommen. Daran und an verchiedenem anderen arbeitete er nun mit voller Lust, sein Weibchen bei sich, seinen guten treuen Kameraden, der alle Zeiläufe, maagere und fetze, so tapfer mit ihm durchmachte. Ja, sie war ein lieber Kerl! Das zeigte sich jetzt so recht im fremden Lande, in dieser ganz nahe an Robinsonverhältnisse streifenden Einsamkeit, wo sie erit lernte, Hausmütterchen zu sein. Sie wurde prächtig mit dieser Aufgabe fertig — freilich für seine Ansprüche. Die Hausarntwirthin drüben jenseits der Parkmauer, an die der gemähte Herr Hausmeister sie gewiesen, half auch recht menschenfreundlich mit. Die sorgte für jegliche Auhung, überhaupt für alles, was der Haushalt brauchte. Sie und Frau Cecile wirthschafteten beidlich miteinander, trotzdem keine der anderen Sprache verstand. Einzelne Worte und viel Mimik thaten vollkommen ihre Schuldigkeit. Daneben sah das gute Weibchen noch emig an ihrer Staffellei und malte Blumenstücke, Stilleben. Sie ließ es sich nicht nehmen, auch etwas zu verdienen, trotz dem Proteste Emil's, der von ihrer „Kunst“ gerade so wenig, als viel von ihrer süßen Schönheit hielt; die hatte ihn einst so mächtig ergriffen, als er das arme Mädel in einer der Malkschulen zu Paris sich mühen sah, — weiß Gott nicht, wie sie naiv geglaubt, ihre Malerei.

Wunderbarerweise hatte Frau Cecile für zwei solche Säckelchen hier auch schon Abfah gefunden, heimlich, „inco-gnito“ auf ihren Gängen in die Stadt, allerdings für welchen Betrag! Aber sie hielt ihn triumphirend in der geschlossenen Hand, als sie heimkam; sie wollte ihn durchaus nicht zeigen, sondern sagte nur schmeichelnd, zärtlich: „Ecoute! C'est pour — unser Kleines!“ Ja, „unser Kleines“ — sie hatte es Emil zu lieb deutsch sagen gelernt — das war jetzt der Dritte im Bunde, obgleich es noch nicht da war. Sie schwagten, lachten, freuten sich über ihr Kind, als läge es schon dort hinter der spanischen Wand, wo die „Wohnung“ etablirt war, in der Wiege. Sie nannte es auch bereits beim Namen. Achill hieß es, denn es mußte natürlich ein Knabe sein und schön werden wie sein Namenspatron. Wer die Paten wür-den? Ha, das wußten sie selber nicht, — vielleicht einer der Kollegen, mit denen sie Abends öfter in einem Gast-hauser der Stadt aufzumentamen, recht gemütliche Leute, sämmtlich ledig. Der eine und andere von ihnen besuchte sie auch in ihrem Gartenhaufe und blieb a la fortune va pot zu Gaste. Das ging nämlich ganz famos mit dem zu Gaste sein; auch dafür war die blaue Hausarntwirthin Aufsucht und Hilfe. O, sie hatten schon sehr hübsche Bow-linggesellschaften gehabt, an Sommer- und Herbstabenden, den Tisch im Freien, wo Frau Cecile freilich stets die einzige Dame war — aber auch die einzig Bewunderte und wie Bewun-derter. Die Kollegen fanden sie alle einmüthig sehr schön, von einer mer-

würdig fremden, jungfräulichen Schön-heit. Es wurde Emil manchmal schier zu stark, dieses Bewundern, Betrachten, Versunkensein. Dann blieb er eine, zwei Wochen mit seinem Weibchen wie verhängt in seiner Einsamkeit, im stillen wartend, ob sie nicht endlich wieder hinaus verlange. O nein, sie nicht. Sie war vollauf mit ihm allein zufrieden, und jetzt noch mehr, wo der Winter eingerückt war und der weite Heimweg in der Nacht ihr beschränkt wurde. Sie hatten von der Pferde-bahn noch ein gut Stück zu gehen.

Jetzt war es bei der Lampe, bei dem brau brennenden Küssen so traumlich; die Lippen geschloffen, der Theelöffel summt; ganz familienhaft war es. Sie lasen, zeichneten, schwahten. Er ging wohl auch einmal allein gegen Abend fort mit dem Vorsatz, beizzeiten heimzukommen. Wurde es aber doch später, was leicht geschah, so fand er selber, trotz allen Verbotes, sein Weibchen noch auf seiner barrend, bei einer kleinen, mühsam gerathenen Näharbeit. Ja wahrhaftig, er sah sie jetzt zum erstenmal so recht eigentlich näher — große fürchterliche Stiche, bei deren Anblick ihn doch ein Gefühl der Rührung, eines förmlichen hausbadenen Glücks befiel, über das sie beide lach-ten. Kurz vor Weihnachten hatte er in Anbetracht des Festes und anderer kommoder Dinge von seinen Mäce-nas, für den er eine Brunnengruppe arbeitete, einen Vorstoß erbeten und umgehend mit einem liebenswürdigen Briefe erhalten. Dieser Reichthum zur rechten Zeit versetzte ihn in die geho-bene Stimmung. „Jetzt, Schah, machen wir einen so-lenen Christbaum!“ rief er, sie um-fänglichend und mit ihr im Kreise sich drehend. „Hier muß er stehen und da bleibt er — bis unser kleiner Achill ihn sieht — was meinst du?“ Sie blidte strahlend zu ihm auf und nidte.

Er gab ihr sofort von dem Gelde, sehr viel, königlich. „Kauf, was du willst, was dir Freude macht. Wir müssen einen schönen Weihnachtsabend haben, einen glänzenden, fröhlichen! Sellen wir jemand einladen?“ „Non! Nous voulons —“ „Deutsch!“ gebot er, mit dem Zeigefinger dicht vor ihren schönen fele-nellen Augen drohend. „Wie heißt's?“ „Al-lein.“ „Bravo!“ Ein Kuß belohnte sie. „Der Bub, sag' ich dir, muß von An-fang deutsch lernen; es wird ohnedies ein kurioses Deutsch werden.“ „Mon petit Achille!“ flüsterle sie zärtlich. Ein Dienstmann schleppte die riesige Tanne herbei, die Emil mit kritischem Blicke auf Form und Bau der Aeste ausgefucht hatte. Sie erfüllte den ganzen Raum mit ihrem Dufte und dem Hauber ihres warmen Grün's. „Siehst du, es weihnächtelt“, sagt man bei uns, wenn es um diese Zeit so duftet“, belehrte er, als sie nun Abends glückselig wie Kinder beisammen sahen, Nüsse vergoldeten, Äpfel an rothe Bänderchen banden, Sonne, Mond und Sterne, auch Cometen fabricirten — denn dies Jahr war für sie ein Come-tenjahr; dann Lebtuchenmenschen, Rei-ter, Bischöfe, Frauen im Reifrock, Wi-delkinder, über deren Gesicht ihr Frau Cecile sich todilachen wollte, mit blin-delnden, feinen Fäden verfasen. Eine Menge solcher Strähne hatte Er-il mitgebracht, silberne, goldene, in allen Farben spielende, wie lauter Edelge-stein. Sie heimelten ihn an als eine Erinnerung an die allerfrühesten Ju-gend, wo ihre poetische Venenrung „Christkindlhaas“ in ihm die wunder-barsten Vorstellungen wachgerufen hatte.

„Ist das Wort nicht merkwürdig lieblich? Liegt nicht Poesie darin?“ Er mußte es ihr verdolmetzen. Da ging ein leichter Schein über ihr Ge-sicht. „Ah, c'est joli!“ sagte sie träum-erisch. Auch in ihrer Phantasie glänzte es auf — von anderen Goldhärden. — Frau Cecile hatte nie einen Christ-baum gesehen, überhaupt von deutscher Weihnachtstfeier keinen Begriff. Ih-er sollte sie nun am ersten Christabend ih-zer Ehe so recht bekommen. Und des-halb verbannte Emil sein Weibchen an diesem Tag für ein paar Stunden au-ßer Haus. Er wollte alle rüsten und sie überraschen. Sie hatte ohnedies noch einen heimlichen Gang in die Stadt vor, um einige kleine Geschenke für ihn zu kaufen. In letzter Zeit ließ er sie nicht mehr gern allein ausgehen. Da kam ihr der Vorschlag gerade recht. Sie verabredeten, daß er sie zwischen sechs und sieben Uhr, wenn alles bereit, bei der Hausarntwirthin drüben, in de-ren Privatstube sie oft ihren Zwißf nahmen, abholen werde.

Jetzt ging es an die Arbeit. Leiter auf, Leiter ab. Zimmer rechter schmidte sich der Tannendamm. Emil sang und pfiff, obgleich der Schweiß ihm auf der Stirne stand, knirscht: auch ge-entlich ein herzhafes „Zum Donner-wetter!“ wenn die baumenden Sä-delchen wieder einmal fast sämmtlich, wie aus Bosheit, ihre Vorderseite nach innen lehrten. Aber schön wurde der Baum! Emil hatte eine ganz kindische ausgelassene Freude. Der erste Christ-baum, den er als Hausvater schmückte! Saha! Wäre ihm das vor einem Jahre prophezeit worden — ausgelacht hätte er jeden. Es war eben sehr rasch ge-gangen mit seiner Liebesgeschichte, eigen-entlich ein bischen toll — aber Her-zog! seine Stunde beruete er's. Und dann kam jetzt faktisch das Leben Lis-ler, als zuvor. Man lebte solid, häuslicher; man wußte — was auch

nicht ohne war — den Werth des Gel-des endlich recht zu schätzen! Und sie, das gute, herzige Weibchen, wie züh-rend anpruchlos sie ist — immer zu-frieden, immer heiter, auch wenn es einmal mager hergeht, — ein tapteres Weibchen, ein goldener Schatz für ihr! — Ueber dem Christbaumschmücken ver-flog die Zeit übrigens nur so. Es war schon längst dunkel. Emil hatte bei-zeiten die Blendlampen angezündet. Jetzt sah er auf die Uhr. Alweiter! Schon halb sechs! Und er wollte noch Ordnung machen. Feiertäglich muß es aussehen, wenn Cecile kommt, auch der Tisch schon gedeckt und mit den Blumen geschmückt sein, die er für die-ßen Zweck in einer Blumenhandlung der Stadt extra bestellt hat. Ein Hei-bengeld war dafür verlangt worden. Aber auch Flieder! Rosen! Maiglö-chen! — hm!!

Cecile schwärmte gleich allen Fran-zösinnen für Blumen. Sie sollte heute damit empfangen werden, reich, wie eine Prinzessin von Gellüt. In Eile ging's an die Aoffendung. Ein neues Damasttuch wurde über den Tisch gebreitet, — das und die Ser-vietten hatte er gekauft! Auch die fei-geformten Keschgläser zu dem griechi-schen Wein, den sie so gern trant. Ein ehler alter Menrodaphne. Man war nicht umsonst bei Cassé; man konnte sich etwas Luxus und Anmuth gön-nen. Reichthum ist schön, ist lustig, hat seine Poesie! Jetzt noch die Stühle zum Tische ge-richtet, zwei alte gemütliche Armstühle, die er einmal bei einem Trödler ent-deckt und gleich erworben hatte — so, nun war er fertig. Emil betrachtete zufrieden sein Werk. Brillant sah es jetzt aus, festlich, geradezu nobel.

Nun fort, sie holen — Doch halt, noch eines fiel ihm ein: der Christbaum mußte ja brennen, wenn sie kam, selbstverständlich. Also gleich an die Illumination. Er hatte sich zu diesem Zwecke seine Angelrutsche mit einem Kerzchen hergerichtet. Eine gute Erfindung, es ging behende da-mit. Licht um Lichtchen strahlte auf — da — da — da — von der Spitze herab, rundum, immer tiefer bis zu den brei-ten Kesten, die schier den Boden be-ührten. Der ganze Saal war schon voll Glanz, und noch brannten die Lichter nicht alle. „Klingling! —“ Wer säute denn jetzt? Etwas eine Ueberraschung? Oder — ein Gedante fuhr Emil blitzschnell durch den Kopf — Er blies sein Kerzchen an der Angel-rutsche aus und sprang mehr, als er ging, zur Thüre. „Wer draußen?“ Eine matte Stimme: „C'est moi!“ Da stand sein Frauchen, bleich, elend — aber lächelnd; ihr Blick wie eine Bitte um Verzeihung. „Was ist dir, Cecile?“ rief er ent-sezt. „Warum hast du mich nicht er-wartet?“ „Sei ruhig“, sagte sie in ihrer Mut-terprache, „ich wollte früher zu Hause sein — bei dir — ich komme direct aus der Stadt und bin — sehr müde!“ Er umfing und führte sie. „Ah!“ Der volle Lichterglanz fiel auf ihr bleiches junges Antlitz, — wie verklärt sah sie hinein. Sie brüdete den Arm, der sie um-fing, und Freudenthränen standen in ihren Augen.

Man soll nie auf Programme bauen! Statt nun zu beschauern, jagte Emil durch den nächtlichen Park hinüber zur Hausarntwirthin. „Einen Doctor! Schnell! Einpennen! Fort!“ — Er war wie von Sinnen und fuhr bombantisch zwischen die friedlichen Leute, die gerade beim „Schwarzen Fisch“, ihrem Christabendenessen, saßen. „No, no“, sagte die Wirthin, „wo brennt's?“ „Bei uns — lichterloh! Meine Frau ist elend. Kommen Sie nur gleich mit, gleich!“ Sie that es. Und eine halbe Stunde später war auch ein Arzt schon da, der nächste in der Gegend, den man glücklicherweise sofort gefunden. Mit einem Latein-er wurde er durch den dunklen ver-schneiten Park geleitet. Bewundern trat er in die festlich glänzende, etwas absonderlich erscheinende Behausung. Sehr schnell war der erfahrene Mann indessen orientirt. — „Sien Sie unbesorgt, Ihre Frau Gemahlin wird sich schon er-polen. Aber Sie sind sehr erregt. Wollen Sie nicht ein wenig ins Freie, um sich abzutühlen?“ sagte er tröstend zu dem rathlosen Gatten. „Dun Sie es ru-hig — auf meine Verantwörtung!“ Emil gehorchte. Was blieb ihm an-deres übrig? Er war außer sich, er machte das verrückteste Zeug.

Da stand er nun im Dunkeln, die Hände aufeinander gepreßt, die Hände eistalt, geballt in den Taschen. Er ver-schlang den Sternhimmel, die Baumkronen, durch die es allerorten leuchtete, mit läubenden Äst. Dies Ruhe, diese Stille hier! O Herrgott da droben, welche Gegenstände, welche Him-mel und Hölle von Wonne, von Qual, welch wunderbare, ungeahnte Abgrün-de hat dies Leben! — O dort drin-nen brennt der Christbaum — niemand achtet seiner: — da steht der blumenge-schmückte Tisch für sie, das arme ge-liebte Weibchen — und er, er rennt wie trunken in der Nacht herum. Nein, er hielt diese Stille nicht länger aus; er mußte wenigstens an die Thüre gehen, lachen. Ach, ach, ach! Spä-ter durchs Lichtschloß. Sogar da drang die Lichtfülle von drinnen her-aus. Jetzt — kommen Schritte näher

— das Lichtlecken vor seinen Augen verbunfelt sich — die Thüre geht auf — Sie prallen fast aufeinander, die bie-derer Hufarntwirthin und er. Sie nimmt ihn bei der Hand mit freudigem Gesicht. „Geh' sei Gott in der Höhe! Das Kind ist da“, sagt sie. „Was? Unser Achill — unser Bub?“ schreit er auf. „Machen's mit so ein' Värm!“ Er rennt blindlings an ihr vorbei, sie schier niederstoßend, um den Christ-baum herum. Da kommt ihm der Doc-tor lächelnd entgegen mit einem Etwas auf den Händen, das ein Mensch ge-hen oder wenigstens einer werden muß. — „Ja, gratulire Ihnen — ein gesun-des, prächtiges Kind!“ Laut lacht der Vater auf; es ist ein schluchzendes Lachen: „Unser kleiner Achill!“

„Nein, mit Verlaub, es ist ein Mä-del.“ Emil hört es aber nicht; er stürzt zu seinem Weibe, seinem lieben, tapferen Kameraden. — „Cecile!“ „A! reibt“, sagt sie leise. „Aber ein Christkind!“ fügt der Doctor hinzu. Er kennt schon diese Bubenerwar-tungen der Herren Eltern, besonders beim ersten, und nimmt deshalb jedes neugeborene Mädchen gegen diese Un-gerechtigkeiten in Schutz. — Zu dieser Stunde, beim brennenden Christbaum geboren, das muß doch etwas Beson-deres werden — vielleicht ein weibli-cher Achill! Wir leben in der Zeit der Frauenemancipation“, lacht er. — „Jetzt aber rate ich Ihnen, lösch' Sie die Lichter an dem Baume und lasse-n Sie die blühenden Blumen hier weg. Sehr poetisch — ich mache Ju-venen mein Compliment, aber momentan nicht dienlich. Die kleine Achilline und ihre Mutter brauchen jetzt Ruhe. Sie können ja das unterbrochene Fest später noch feiern.“

Achilline — hört du?“ fragte Emil sein Weibchen mit einer Stimme, so weich, so zärtlich, daß es wie Nis-ten und Schalmieren daraus klang. Sie hielt seine Hand. „Sei ruhig, si-berureuse — si heureuse!“ flüsterle sie. Der Doctor ging nachher noch in Gesellschaft. Er erzählte das eben Er-lebte, schilderte die zwei Menschen, ih-ze Behausung, die ganze Scenerie. — „Und da behaupten Sauerlöpfe, es gäbe in der Welt heute kein edlies Glück, keine Poesie mehr!“ schloß er. „Dummheit!“ —

In Barcelona kam dieser Tage Donna Maria Luisa Jingo, die Hel-din von Punta Brava an. Sie wollte auch ihrer Zuckerohr- und Tabakspfan-ze Mouri (Cuba), als diese von dem Injuranten Quintin Banderos leskürmt wurde. Die Bewohner wach-ten sich bis aufs Keuferste: der Mann der Frau Jingo und zwei ihrer Söhne wurden im Handgemenge geödtet. Als das Landgut von der Leuten Quintin Banderos' angenommen war, wollte dieser Frau Jingo dazu zwin-gen, „Biba Cuba libre!“ zu rufen, doch sie lachte statt dessen: „Biba Espana!“ Der Rebellenführer ließ sie hart an, worauf sie ihm an die Kette sprang und ihm mit dem Daumen und Zeigefinger ein Auge ausriß. Die Leute Quintin Banderos' mißhandelten sie darauf auf das furchtbareste; man schlichte ihr die Ohrspeichen auf, um sich ihrer Brillantgehänge zu bemäch-tigen und hieß ihr einige Finger ab, um sich die Ringe aneignen. Dann staltierte man sie mit einem Säbel, jagte ihr 15 Kugeln durch den Körper, der außerdem noch unzählige Wun-dnetts- und Degentwunden erbielt. Man ließ sie für todt daliegen. Von den Spaniern wurde sie zuerst auch für todt gehalten. Da aber das Herz noch schwach schlug, so wurde sie in's La-gere gebracht. Es Monate dauerte es, bis sie die ersten Worte wieder stam-meln konnte. Jetzt ist sie noch immer sehr krank und schwach.

Lebende Pferde sind erst in verhält-nismäßig neuerer Zeit ganz aus Venetia verschwunden. Im Jahre 1287 wurde bloß das Reiten in der schmalen Straße Mercerie verboten; der Doge Lorenzo Celfi (1361—1365) hatte in der Nähe von San Giobanni e Paolo einen Stall für siebzehn Pferde. Im Jahre 1367 wurde das Abhalten von Turnieren verboten, und des Verbot mußte 1442 erneuert werden. Stallun-gen scheinen noch 1580 im Dogenpalast vorhanden gewesen zu sein, und der österreichische Hofbeamte, der für den Einzug des Kaiser Franz in Venedig eine Karosse mit vier Pferden vorbe-reiten wollte, ist mit Unrecht ausgelacht worden.